

Verleihung des Literaturpreises  
der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.  
an Thomas Hürlimann  
Weimar, 3. Juni 1997

DOKUMENTATION

Im Auftrag der  
Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.  
herausgegeben von  
Günther Rüther

---

# Inhalt

## 1

Geleitwort	
Bernhard Vogel .....	5
Schwere mit Schwung. Die Abgründe der Details Laudatio auf Thomas Hürlimann	
August Everding .....	8
Ansprache zur Preisverleihung	
Ottfried Hennig .....	19
Dankrede	
Thomas Hürlimann .....	22

## 2

Programm der Feierstunde.....	29
Bildliche Impressionen.....	30
Text der Verleihungsurkunde.....	32

3

Zeittafel Thomas Hürlimann ..... 33

4

Autoren und Juroren ..... 36

## Geleitwort

### Bernhard Vogel

Sarah Kirsch, Walter Kempowski, Hilde Domin, Günter de Bruyn und jetzt ein Schweizer: Mit der Wahl von Thomas Hürlimann zum Träger des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung hat die unabhängige Jury wiederum eine außerordentlich glückliche Hand bewiesen. Geehrt wird ein Schriftsteller und Dramatiker, der immer wieder existenzielle Fragen in den Mittelpunkt seiner Arbeit stellt, Fragen, die an Heidegger erinnern, der die Existenz als Sein zum Tode, als Zeitlichkeit interpretiert hat. Thomas Hürlimanns Werk gewinnt – wie Beatrice von Matt in der *Neuen Zürcher Zeitung* schreibt – seine „Energie aus dem Abschied“. Immer wieder thematisiert er Tod und Trauer. Seine Visionen kommen uns in ihrer Erfahrbarkeit zu nahe, um nicht unsere eigene Existenz zu berühren. Er macht es uns schwer, nicht seine Themenstellung zu akzeptieren und seine Botschaft zu erfassen: ein Schreiben gegen das Vergessen, gegen die Abstumpfung, gegen das Mitläufertum. Seine Werke sind, der Intention des Literaturpreises gemäß, engagierte Plädoyers für die Würde und für die Freiheit des Menschen.

In seinen Theaterstücken, aber auch in seinen Prosawerken geht Thomas Hürlimann der Frage nach, wie der „Tod sich regt in unserem Leben“. Er zeigt uns die Brüchigkeit der menschlichen Existenz, die durch den Tod und durch Krankheit, durch Verlust und durch Angst vor Verlust ohne Halt auf den Abgrund zusteuert. Wer Hürlimann liest, wer die Äußerungen von ihm über sein eigenes Werk kennt, der glaubt zu verstehen, daß es ihm um Grenzerfahrungen wie den Tod geht, um die „Entgrenzung“ der menschlichen Existenz, um die Notwendigkeit, auf dem Weg zur eigenen Identität Grenzen zu spüren und diese Grenzen zu überwinden. Gegen die Orientierungslosigkeit und Verlorenheit anzustreiten, das ist es wohl, was Hürlimann meint,

wenn er sagt: „Die Literatur hat die Pflicht, Identität zu schaffen, im Grenzenlosen kleine Räume und Inseln zu bauen“.

Die Literatur hilft, diese tiefen Zusammenhänge des menschlichen Zusammenlebens ins Blickfeld zu rücken, und auch darum bin ich dankbar, daß es den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung gibt. Ich hoffe, daß seine Verleihung jetzt und künftig dazu beitragen wird, zu verdeutlichen, daß Politik und Literatur keine gegensätzlichen Sphären sein müssen. Politik und Literatur, letztere als der „geistige Vorratsschrank der Menschen“, wie Hilde Domin einmal gesagt hat, dürfen keine Gegensätze sein, sondern müssen in einen offenen Dialog miteinander treten, wenn wir die Zukunft auf einem gemeinsamen Wertekonsens aufbauen wollen. Dabei geht es nicht um neue, andere Werte, sondern darum, unsere Werte zu erneuern.

Dem Wunsche der ersten Preistägerin, Sarah Kirsch, gemäß, findet die Preisverleihung stets in Weimar statt. Ich danke dem Hausherrn des Nationaltheaters, Herrn Generalintendanten Günter Beelitz, daß wir wieder einmal zu Gast sein dürfen. Es ist die Gunst der Stunde, daß Professor August Everding die Laudatio halten wird. Herr Everding ist nicht nur mit Thüringen eng verbunden, dem er als Präsident des Deutschen Bühnenvereins überaus hilfreiche Empfehlungen zur Theaterlandschaft vorgelegt hat, sondern er ist auch Mitglied des Kuratoriums „Weimar 1999“.

In Weimar wird derzeit mehr gebaut als anderswo in den jungen Ländern, weil diese Stadt sich vorbereitet, 1999 Kulturstadt Europas zu sein. Es ist ein mutiges Unternehmen, wenn sich eine Stadt von dieser Größe, eine Stadt in einem der jungen Länder, eine Stadt in einer Zeit voller anderer Probleme dieses Ziel setzt. Es ist meine Bitte, daß Sie uns in Thüringen auf diesem Weg begleiten und 1999 dabei sind, wenn Goethes 250. Geburtstag begangen wird – 80 Jahre, nachdem hier die Weimarer Verfassung beraten und verabschiedet wurde, 50 Jahre, nachdem Thomas Mann hier 1949 und in der gleichen Woche in Frankfurt über Goethe sprach, 50 Jahre, nachdem das Grundgesetz in Kraft trat und dann 10 Jahre, nachdem die Mauer fiel. Wir möchten gern 1999 ein Bild von einer Stadt und einem Land in Deutschland und in Europa vorstellen, gewiß nicht nur mit Höhepunkten, sondern auch mit Katastrophen wie Buchenwald. Und sicher ist nicht alles fertig, aber so weit vorangebracht, daß deutlich wird, daß diese Stadt an die Zukunft denkt.

---

„Nichts geschieht über Nacht“, heißt es in Thomas Hürlimanns Erzählungsband *Die Tessinerin*. „Alles bereitet sich vor, und vieles, was wir dem Zufall vorschnell ankreiden, vollzieht sich gemäß einer göltigen Notwendigkeit“. Auch der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung geht notwendig an Thomas Hürlimann, und ich bin froh und dankbar, daß Thomas Hürlimann diese Auszeichnung erfährt.

## Schwere mit Schwung. Die Abgründe der Details

Laudatio auf Thomas Hürlimann

August Everding

Als ich vor 44 Jahren an meiner nie vollendeten Doktorarbeit „Die Personifikation des Todes im Drama“ schrieb, ahnte ich nicht, daß ich nach Jahrzehnten gefordert sein würde, einem Dichter die Laudatio sprechen zu dürfen, dessen *persona dramatis* der Tod ist, nicht der Sensemann, nicht der einschläfernde, der erlösende, sondern der kalte, der an Dachtraufen den antauenden Schnee zapft, an den Brunnenröhren das Wasser abzapft, der im Steinhaus klopft, mit allen tickenden Uhren und Weckern.

Der im Fieberwahn befangene Tristan sieht Isolde, seine Ärztin, auf dem Schiff kommen, obwohl der die Ankünfte meldende Hirt nichts sieht. Und dann, in der Steigerung des Lebens- und Todeswillens, in letzter Verzückerung, sieht Tristan nicht nur das Licht, er hört es: „Hör ich das Licht“, singt er. Hürlimanns Sterbende erzeugen Stille, und die Stille des nahenden Todes wird sichtbar. Aber Licht kann man doch nicht hören. Stille kann man doch nicht sehen – doch wenn man dem Tod seine Wahrheit abgelauscht hat, wenn man die Realität durchschaut hat, wenn der Tod die Summe aller Sinneswahrnehmung ist und zugleich ihr Verlöschen oder Auslöschen? Wird die Stille wieder hörbar als Konzert des gelebten Lebens, ist der Tod das Tor zum Leben? Ist der Tod die Soll-Bruchstelle des Lebens oder das Ende? Wer nicht weggegangen ist, kann nicht zurückkehren. Friedrich Dürrenmatt hat gesagt: „Die Beschäftigung mit dem Tod ist die Wurzel aller Kultur“. Hürlimann führt uns vor, daß Schreiben sterben lernen heißt – aber auch bewußter leben. Seine Worte wecken mein Bewußtsein, schärfen mein Gewissen, zünden meine Phantasie, mobilisieren meine Sinne. Er

läßt mich Menschen begegnen, denen ich sonst nie begegnet wäre, er taucht mich in Situationen, denen ich vorher nicht gewachsen war. Er entwirft Lebenswelten, die es so nicht gibt, und beschreibt Welten, die es gibt, so genau, daß man neu hinschauen muß. Seine Kunst tut weh, weil sie schonungslos unsere Gebrechen bloßlegt, und sie tut gut, weil sie Wunden heilt. Sie bereitet mich auf den Tod vor. Der Gegenstand seiner Kunst ist, wie Heiner Müller sagt, die Unerträglichkeit des Seins, aber dabei bleibt er nicht, er zeigt Menschen, die diese Unerträglichkeit tragen als Bürde und Fliegengewicht. Mit Sprachkraft dringt er in existentielle Grenzbereiche vor, die rein beschreibender Literatur verborgen bleibt. Literatur ist für ihn keine Therapie, er stößt Türen auf, die sich nicht mehr schließen lassen, weil die Themen immer aufdringlicher, eindringlicher, gefährlicher werden. Er führt keinen Diskurs in der Enge. Die Nagelprobe für einen Schriftsteller ist, wie er über Tod und Liebe schreibt. Er schreibt über beides, nein, er schreibt nicht über, er schreibt in Tod und Liebe, Rose oder Stein. Stein und Rose sind unsere Andenken. Der Tod wirft uns manchmal an eine Grenze, hinter der das Niemandsland des Wahnsinns beginnt.

Bei meiner Vorbereitung stieß ich auf so viel Geschriebenes, so viel Beschriebenes, von kundigen Griffeln geschrieben, daß ich mich vor neuen – ach so alten – Wörtern fürchte. Mögen mir ein paar Worte gelingen. Ich suchte im Grimm'schen Wörterbuch, ob es denn Etymologisches zum Namen Hürlimann zu sagen gäbe. Da gibt es den ‚Heuerling‘, der ein Stück Land im ‚Haur‘ hat, bei Schmeller den, der ‚hürlt‘, ‚horlt‘, ‚horgelt‘, ‚hürgelt‘, der schleudert, wirft und schmeißt. Mit dem arabischen ‚Huri‘, den himmlischen Jungfrauen, die den Gläubigen den Aufenthalt im Paradies versüßen, hat Hürlimann wohl wenig gemein, dann doch mehr mit der ‚Hure‘ in der Heraldik – das ist der Kopf des Wildschweins.

Natürlich fragen wir uns heute, was dieser Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung erreichen will. In der Präambel steht, daß der Dialog zwischen Literatur und Politikern gefördert werden soll. Politiker erinnern sich oft nur der Literatur, wenn sie für Wahlzwecke eingespannt werden kann, wenn sie der Imageverbesserung dient: leider sind die Literaten *für viele* noch Pinscher. Es herrscht meistens eine Sprachlosigkeit, wie zwischen den Künstlern und der Kirche. Der Literat nimmt den Politiker nicht ernst oder zu ernst, der Politiker hat

Schwellenangst vor dem Eintritt in das Gespräch. Hier hilft dieser Preis. Überraschend steht auch in der Präambel, daß er zum Widerspruch ermuntern will. Da kommen wir der Sinngebung des Preises schon nahe und der erwünschten Liberalität. Wichtige Künstler haben sich immer als Revolutionäre, bestimmt als Reformatoren gefühlt. Theater hat immer provoziert, auch im Bereich der Literatur. Dante und Shakespeare, Voltaire und Lessing, Schiller und Kleist, Dostojewski und Gogol, aber auch Proust, Kafka, Joyce waren Provokateure. Und auch die Gestalten, die nach ihrem Ebenbild geschaffen wurden, waren Provokateure. Antigone, Don Juan, der die Gesellschaft ignorierte, Hamlet, Faust, Fürst Mischin, aber auch die Paare, die ihre Liebe jenseits von Anstand und Sitte lebten, sind verkörperte Herausforderungen. Hero und Leander, Tristan und Isolde, Romeo und Julia, Ferdinand und Luise, Anna Karenina und Wronski. Die Schriftsteller sollen auch in politischen Angelegenheiten mitsprechen und widersprechen, und die Politiker sollen ermuntert werden, sich auf den Widerspruch einzulassen. Welch eine Hoffnung, wenn das Konrad Adenauer – ich meine den Preis – noch erreicht. Hürlimann als Impetus für den Not wendenden Diskurs.

Schriftsteller sollen Spuren hinterlassen und keine Belege. Thomas Hürlimann hat uns Spuren hinterlassen, die nicht so leicht verwehen. Ein Berliner Professor riet ihm, nachdem er schon in Zürich einige Jahre Philosophie studiert hatte, endlich die Finger davon zu lassen. Philosophie sei nichts für ihn. „Inlandskorrespondent wäre vielleicht besser.“ „Das“, so Hürlimann in einem Interview, „wurde dann ein wichtiges Wort für mich.“

Hürlimann, der Inlandskorrespondent. Dieses Bild trifft einen wichtigen Aspekt seiner Texte. Sein zentrales Thema, neben dem Tod, sind die historischen Lebenslügen der Schweiz, ihre scheinbare Idylle und hohlen Rituale ihres Großbürgertums, das sich als Aristokratie begreift. Sie hat es ihm besonders angetan: ihre Villen tragen Namen wie „Laetitia“, ihre Bewohner sprechen in besonderen Lebenslagen französisch wie im vorigen Jahrhundert, manchmal jedoch auch nur, wenn die Kinder nicht verstehen sollen, was die Eltern reden. Doch sein Schreiben greift stets über den konkreten Anlaß ins Allgemeine, Modellhafte aus. Denn Hürlimann ist ein scharfer und genauer Beobachter. Das bewies er zuletzt auch in den knappen Geschichten

seines Bandes *Die Satellitenstadt*. Martin Walser charakterisierte Hürlimanns Schreiben als „Schwere mit Schwung“. Und weiter meinte Walser: „Man fühlt sich einem Schwung ausgesetzt, und erlebt dabei, daß der sehr genau gefaßt ist.“ Er hürlet, horlt, horgelt, hürgelt, er schleudert, wirft und schmeißt.

Hürlimann macht dabei nicht viele Worte. „Ich gehe nicht von Themen aus, sondern von Geschichten“, sagt er. Er ist wortkarg. Seine Geschichten beginnen unspektakulär, mit einer knapp umrissenen Situation. In drei kurzen Sätzen entwickelt Hürlimann die Grundsituation, die bereits alles enthält: Ein Ehepaar trauert um einen früh verstorbenen Sohn. Der Mann will einen Rosenstrauch auf dem Grab, die Mutter einen granitenen Stein. Und dann erzählt Hürlimann die Geschichte eines unmerklichen körperlichen und geistigen Verfalls. Er zeigt hier, allein durch eine Vielzahl kleiner, genau beobachteter Situationen, wie sehr sich die Eheleute einander entfremdet haben. Sie können nicht ohne einander leben und haben sich doch nichts mehr zu sagen. Das Zusammenleben der beiden erschöpft sich in konventioneller Höflichkeit und bürgerlichen Ritualen. Die beiden sind schon tot, aber sie wissen es noch nicht. Bei uns sagt der Arzt als Feststellung: Der Tod ist eingetreten. Bei Hürlimann tritt er ständig ein – freilich, und das ist eine Qualität des Hürlimannschen Erzählens: Man folgt dieser Geschichte mit großem Vergnügen. Und trotz ihrer Thematik, dem Verfall einer Persönlichkeit, der Sprachlosigkeit einer gealterten Ehe, dem Sterben und den vielen Friedhofsbesuchen. Natürlich nutzt Hürlimann in Shakespeare'scher Manier auch die Grotteske, um die Tragödie zu schärfen. Aber die satirischen Elemente sind kein Beiwerk, sie gehören zur Substanz der Geschichte: sie bilden zugleich die Fallhöhe des Charakters.

Hürlimann gelang neben einer subtilen Studie alternder Menschen eine tödliche Satire auf die militärische Strategie. „Die Komik hintertreibt das Pathos, die Trauer senkt sich auf die Komik – es ist ein literarisches Kampfspiel und eine Schlacht ohne Sieger“, meinte Benjamin Henrichs in der *Zeit*. Hürlimann spart auch nicht mit desillusionierenden Details. Da ist sie dann wieder: Die Schwere mit Schwung. Blitzartig scheint auf, wie sehr wir den Tod verdrängen, wie wenig der Friedhof mit der Realität des Sterbens zu tun hat und wie sehr Rituale der Trauer dazu da sind, unser Bewußtsein vor den grausamen Details

menschlicher Vergänglichkeit zu schützen. Hürlimann schreibt über solche Themen ganz ohne Pathos, ohne Düsternis, ohne Sentimentalität. Ganz nebenbei bewies er, daß man auch heute noch eine richtige, altmodische Novelle schreiben kann, ohne altmodisch zu sein. Hürlimann beschämt in dieser brillanten Novelle alle, die glauben, man könne die traditionellen literarischen Gattungen nicht mehr auf angemessene Weise beleben. In dieser Novelle und in anderen Texten greift Hürlimann ein wichtiges Thema auf, das bisher nur wenige jüngere Autoren interessiert: das Altern. Dieses Thema ist eines von Hürlimanns Leitmotiven. Hürlimann ist hier kein Optimist. Alte und junge Menschen, vor allem Kinder und Eltern haben sich nicht viel zu sagen. Eher schon, wie etwa *Großvater und Halbbruder*, die entfernteren Generationen. Die alten Menschen in Hürlimanns Texten verreisen. Seine alten Menschen sind nicht weise. Sie werden eher wieder zu Kindern. Er scheut sich nicht, Symptome der Alzheimerschen Krankheit und der Altersdemenz auf die Bühne zu bringen, so im Einakter *Das Geburtstagskind*, das einen Siebzigjährigen zeigt, auf dessen Schrullen seine Umwelt kaum angemessen zu reagieren versteht.

Besonders in der Erzählung *Die Tessinerin*, letztlich jedoch in nahezu allen Texten, selbst in seinen Komödien, konfrontiert uns Hürlimann mit dem Tod. Sein zentrales Thema ist der Vorgang des Sterbens. Hürlimann stellt es ohne Sentimentalität, ohne versöhnende Milderung als Todeskampf dar. Hürlimann konfrontiert uns mit dem Sterben, das wir sonst lieber verdrängen und über das wir nicht gerne sprechen. Doch der Mensch ist ein endliches Wesen, und der Tod ist eine Realität, er gehört unabdingbar zu Leben. Wir müssen uns dieser Realität stellen und die Konfrontation aushalten – auch das gehört zu den Aufgaben der Literatur, ja der Kunst überhaupt. Der Tod ist bitter. Bei ihm gibt es keinen metaphysischen Trost. Er vollzieht sich in seinen Texten in einer Welt“, in der Gott abwesend ist. „Stirbt der Mensch / Stirbt die Welt“, heißt es im Theaterstück *Stichtag*. Hürlimanns Texte unterscheiden sich von der konventionellen Darstellung des Todes. Bei ihm ist der Tod trostlos – ein ekelhaftes, scheußliches und peinliches Ende. Er spart nicht mit Details. Er wagt es, vom „Verenden“ eines Menschen zu sprechen, was durchaus wörtlich verstanden, als Ver-Enden, gemeint ist. Der Tod ist ein absolutes Ende. „Wenn ein Mensch verende“, sagt er, „verende alles. In allem, was sei, werde das Verenden sichtbar, nur noch das Verenden sei wirklich“.

Kein Versprechen der himmlischen Heerscharen, keine Visio Dei, kein Hallelujah – und so einer bekommt den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung. Die Texte Hürlimanns, die sich mit dem Tod beschäftigen, gehen ein hohes Risiko ein. Sie berühren die Grenze dessen, was man als Leser zu ertragen bereit ist. Ein Beispiel: Es gibt ein Bild, das bei der Lektüre haften bleibt, gerade weil es ziemlich unerfreulich ist. In seinen Texten erwähnt Hürlimann, daß einem Toten die Augen mit Heftpflaster zugeklebt werden. Aber Hürlimann geht es nicht um den Schauer als Selbstzweck, sondern um eine Erkenntnis. Diese Beobachtung steht nicht nur für eine geradezu archaische Angst vor dem „bösen Blick“ des Toten, sondern vor allem für die plötzliche und unerträgliche Fremdheit, die man gegenüber der Leiche einer geliebten Person empfindet. Der Lebende kann den Blick der Leiche nicht aushalten. Hürlimann formuliert diese Erfahrung ohne jede Larmoyanz, mit bestürzender Realistik und in einer lakonischen Sprache. Es geht ihm um die Würde des Menschen, die im Tod und bei allem, was damit zusammenhängt, zutiefst bedroht ist.

Über das Sterben kann man nicht sprechen, auch die Trauer ist in Wahrheit kaum mit anderen zu teilen. Hürlimann hat keine Illusionen. Er schreibt eine kühl-zurückhaltende und dadurch überaus eindringliche Prosa. Hinter dem Thema des Sterbens steht persönliche Betroffenheit. *Die Tessinerin* ist Trauerarbeit am Krebsstod des eigenen Bruders. Doch wird dies nicht vordergründig ausgestellt. Es bleibt hinter der strengen Form novellistischen Erzählens verborgen – und bricht dann, kurz vor dem Tod der Titelfigur, um so schmerzlicher als persönliches, in den Text als Fremdkörper bewußt eingesetztes Bekenntnis hervor.

Auch auf dem Theater hat Hürlimann sich diesem Thema gestellt: In *Der Stichtag*, das ähnlich Dürrenmatts *Meteor* das lange Sterben eines starken Individuums in den Mittelpunkt stellt.

Es macht Hürlimanns Rang als Schriftsteller aus, daß er sich diesem Thema auch von einer ganz anderen Seite nähern kann. In der Komödie *Der letzte Gast* zeigt er nicht nur trügerische bürgerliche Idyllen mit Abendlicht, Salongeschwätz und Sportherrenherrlichkeit, sondern auch den gescheiterten Schauspieler Oskar Werner, der auf der Bühne seinen eigenen Untergang zelebriert. 1991 brachte eine Laiengruppe im Hof des Klosters Einsiedeln seine drastische Komödie

*Der Franzos im Ybrig* zur Uraufführung, ein Stück, das als Musterbeispiel anspruchsvollen Volkstheaters gelten kann. „Heilige sprechen, Tote leben, die Sprache schlägt Kapriolen und das Mysterienspiel feiert fröhliche Urständ“, meinte die *Süddeutsche Zeitung* zur Uraufführung seiner Komödie. Auch in der Komödie, wo nach der Theaterkonvention der Tod nicht in Erscheinung tritt, gehört das Sterben ganz selbstverständlich zum Leben, obwohl unser Preisträger keine Zote ausläßt und mit Kalauern nicht spart.

In satirischer Form greift er ein Thema auf, das ihm schon in seinem ersten Bühnenstück *Großvater und Halbbruder* beschäftigte: Die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Gezeigt wird ein Schweizer Dorf nahe dem Bodensee, in das zu Kriegsbeginn ein Flüchtling aus Deutschland kommt, der vielleicht ein Jude ist, vielleicht aber auch Alois Schicklgruber, ein Halbbruder des „Führers“. Vielleicht ist es aber auch ein Verrückter. Hürlimann läßt dies bis zum Schluß offen. Denn ihn interessiert nicht diese Figur, sondern die Reaktionen, die ihr Erscheinen unter den Schweizern auslöst. Der Fremde ist ein Katalysator, der die Doppeldeutigkeit ihres Verhaltens prägnant hervortreten läßt. Die Schweizer Kleinbürger werden dabei selber zu Mitläufern und Opportunisten – ähnlich den Deutschen, gegenüber denen sie ihre eigene Schweizer Identität bewahren möchten. Die Schweizer erweisen sich als durchaus lebenswürdig und freundlich, doch ihr Wohlstand hat sie herzlos gemacht. Sie haben die Neutralität verinnerlicht. Das Leid der Emigranten geht sie nichts an.

Das Stück steht in der Tradition des neueren Volksstücks, wie es in Deutschland durch Martin Walsers *Eiche und Angora* begründet und in Weiterführung der Horváth- und Fleißer-Tradition von Fassbinder und vom frühen Kroetz weiterentwickelt wurde. Eine heute vielfach vernachlässigte Gattung, die jedoch in ihren besten Beispielen eben auch Schwere mit Schwung auszeichnet.

„Eine historische Abrechnung ist nicht beabsichtigt. Ich möchte zeigen, wie sich Menschen, die ich gern habe, dem Andersartigen und Fremden gegenüber verhalten – eine Nacherzählung aus der Enkelperspektive“, schrieb Hürlimann im Programmheft der Uraufführung. „Menschen, die ich gern habe“, meinte er wörtlich: eine Reihe von Figuren sind enge Verwandte, sein Großvater, seine Eltern treten auf – nicht unbedingt übermäßig sympathische, gesellschaftliche Aufsteiger

übrigens –, und in der letzten Szene tritt der Autor gar selbst als bockiges Kleinkind auf. All dies geschieht mit einer selbstverständlichen Leichtigkeit, ganz ohne Pathos, Selbstanklage und Selbstdarstellung. Voyeuristische Neugier – Hürlimanns Vater war lange Zeit Schweizer Minister – wird nicht befriedigt. Auch hier also gelingt ihm das Schwere mit Schwung.

Die offizielle Politik der Schweiz im Zweiten Weltkrieg streift dieses Stück nur am Rande, doch als deutscher Leser stutzt man schon, wenn man ganz nebenbei erfährt, daß offenbar Rüstungsgüter der deutschen Wehrmacht mit der Bahn durch die Schweiz nach Italien transportiert wurden. Neutralität stellt man sich eigentlich anders vor. Noch angriffslustiger, noch provokativer konfrontierte Hürlimann seine Landsleute mit dieser Thematik in seinem Drama *Der Gesandte*, das 1991 am Züricher Schauspielhaus uraufgeführt wurde, dem Jubeljahr übrigens, in dem 700 Jahre Eidgenossenschaft gefeiert wurde. Rolf Hochhuth meinte zu diesem Stück: „Zürich hat wieder einen Dramatiker, der künftig als Dritter genannt werden wird, wenn von seinen Vorgängern Frisch und Dürrenmatt die Rede ist – eben weil der eine Generation jüngere alles abgestreift hat, was an die Autoren der Jahrgänge 1911 und 1921 erinnern könnte“. *Der Gesandte* kratzt am zentralen Mythos, ja an der Lebenslüge der Schweiz seit dem Zweiten Weltkrieg: Am Glauben, die bewaffnete Neutralität und die Drohung mit dem Rückzug ins Alpengebiet hätte die Schweiz vor der deutschen Besetzung im Zweiten Weltkrieg bewahrt.

Hürlimann ist ein Moralist. Ihm geht es um das Modellhafte der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Hürlimann zielt über die konkrete Schweizer Situation hinaus. Gerade aus deutscher Perspektive sollten wir uns, etwa in der Diskussion um das geraubte Gold auf Schweizer Banken und die unterschlagenen Einlagen ermordeter Juden, vor Selbstgerechtigkeit hüten. Die Politik der Schweizer im Zweiten Weltkrieg zeigt nämlich, daß angesichts der ungeheuren Verbrechen der Nazis eine Neutralität moralisch schwer möglich war. Auch wer nur passiv zusah, machte sich durch Dulden und Schweigen schuldig. Die Sperrung der Grenzen und das abweisende Verhalten, gerade gegenüber Juden, stellt auch an uns heute die Frage, ob wir uns gegenüber Menschen, die wegen politischer Verfolgung um Asyl begehren oder die vor einem Bürgerkrieg flüchten, nicht manchmal

allzu hartherzig verhalten. Hürlimanns Stücke mahnen auch uns Deutsche zur Selbstkritik.

Trotz der verwandten Thematik unterscheiden sich Hürlimanns Bühnenwerke ganz beträchtlich von seiner Prosa. Sie sind keine Dichtung, die bloß das Medium gewechselt hat. Hürlimanns Theater Texte enthalten nur ganz wenige, nur die allernötigsten Szenenanweisungen. Er ist offenbar davon überzeugt, daß die Charakterisierung der Figuren durch ihre Verhaltensweisen, die präzise Beobachtung kleiner Gesten und Details, die seine Prosa auszeichnet, im Theater dem Schauspieler überlassen sein muß.

Ein weiteres zeichnet seine Theater Texte aus: Er schreibt wirksame Rollen. Sie sind durch den prägnanten Dialog zwar in ihren Grundzügen festgelegt, doch sie geben gleichzeitig der Phantasie und dem Gestaltungswillen des Schauspielers Raum. Manche der Sprachmasken und Redensarten erinnern in der Prägnanz und Sprachgewalt an Horváth. Es ist zu vermuten, daß diese grundsätzliche Verschiedenheit der Theater Texte von seiner Prosa von Hürlimanns Theatererfahrungen als Regieassistent und Produktionsdramaturg am Berliner Schillertheater herrührt. Er bekannte: „Immer, wenn nichts mehr in der Kasse war, schrieb ich Theaterstücke.“

Das Züricher Schauspielhaus gewann Hürlimann als Hausautor; diese enge Verbindung zwischen Schriftsteller und Theater ist überaus nachahmenswert. Von dieser Verbindung profitieren ganz offenbar beide Seiten: Der Autor erarbeitet seinen Text nicht im stillen Kämmerlein, sondern in enger Berührung mit der Theaterpraxis. Auch dies beweist, daß er das Theater als eigenständiges künstlerisches Ausdrucksmittel mit autonomen künstlerischen Gesetzen und nicht als dialogisierte Prosa betrachtet.

Friedrich Dürrenmatt hat einmal gesagt: „Ich habe keine Angst vor Helvetismen“. Auch Hürlimann fürchtet sie nicht. Ebenso wenig, wie sich übrigens der Namenspatron des Preises, Konrad Adenauer, der rheinischen Färbung seiner Sprache jemals schämte. Hürlimann besteht, wie viele seiner Schweizer Schriftstellerkollegen, auf dem Recht der dialektgefärbten, schriftsprachlichen Eigenart eines Autors, der aus der Schweiz kommt, dort lebt und schreibt und dessen Prosa und Theaterstücke in diesem Land spielen. Dialektwendungen lassen

oftmals eine ganz neue, eigene Kunstsprache entstehen. Hürlimanns Figuren sagen „Es nachtet“, sie sprechen vom „Nastuch“.

Vom Mythos des Berlins der Zwanziger Jahre sollte man sich nicht täuschen lassen: Deutschland besaß nie ein alleiniges wirkliches kulturelles Zentrum, und das ist gut so. Wenn die Hauptstadt zugleich die Kunsthauptstadt ist, entsteht im gefährlichsten Fall eine Staatskunst. Konkurrenz belebt auch hier das Geschäft. Es ist kein Zufall, daß das Deutsche Nationaltheater hier in Weimar steht – und eben nicht in einer Metropole oder gar Hauptstadt. Außerdem gibt und gab es immer auch noch andere Theater, die durch ihren Namen beanspruchten, ein Nationaltheater zu sein. Wir haben eine Kulturlandschaft mit vielen Kulturhauptstädten und keinen Wasserkopf mit viel Ödland. Die politische Zersplitterung jenseits der politischen Grenzen tun ein übriges dazu. Die österreichische und Schweizer Literatur hat gerade in unserem Jahrhundert wichtige, ja zentrale Beiträge zur deutschsprachigen Literatur geleistet. Ich nenne nur Namen wie Robert Walser, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt. Oder Robert Musil, Ingeborg Bachmann, Thomas Bernhard. Nicht zu vergessen ist auch die Literatur im Osten Deutschlands zur Zeit der DDR, die ebenfalls eigenständige Traditionen gebildet hat, die aus der deutschen Literatur nicht mehr wegzudenken sind und die bis heute weiterwirken und weiterwirken werden.

Regionalismus ist nicht gleich Provinzialismus. Hürlimann bekennt sich als Schriftsteller und als Mensch ganz entschieden zu einer regionalen Identität. In einem Interview sagte er: „Wir, die Dichter, haben die Pflicht, die Grenzen, die es bald nicht mehr gibt, mit herrischer Geste zu schließen. Das Aufheben von Gesten ist immer ein Aufheben von Identitäten. Die Literatur hat die Pflicht, Identitäten zu schaffen, im Grenzenlosen kleine Räume und Inseln zu bauen. Das heißt natürlich auch, daß sie die Region betonen muß. Je größer die Welt und je umspannender die Kommunikation wird, um so genauer muß die Literatur auf einer ganz bestimmten Adresse beharren. Sie werden die letzten Orientierungspunkte in einer Zeit sein, die sich im Grenzenlosen verliert.“

Das Bekenntnis zur Region, wie Hürlimann es interpretiert, hat weder etwas mit einem neuen Nationalismus zu tun, noch mit provinzieller Engstirnigkeit. Hürlimann hat lange in Berlin gelebt. Großstädte, das

zeigt seine Geschichtensammlung *Die Satellitenstadt*, stimmen ihn melancholisch. Aber er hütet sich, nach den alten Klischees der Heimatkunst die Großstadt gegen die heile Region auszuspielen. Er ist sich der lastenden Enge ländlicher Strukturen bewußt. Hürlimann verklärt keine falsch verstandene Ursprünglichkeit. Diese Gefahren des alten Regionalismus verurteilt er in seinen Texten mit aller Entschiedenheit. Er warnt vor einer geschichtslos werdenden Welt ohne Traditionen. Er sorgt sich um die Würde des Menschen im Angesicht des Todes. Und er bekennt sich zur persönlichen, individuellen Lebensgeschichte und setzt sich mit ihr ebenso auseinander wie mit der kollektiven Geschichte des Landes, aus dem er kommt. Beide rufen schmerzliche Erinnerungen in ihm wach. Aber er bannt sie durch seine Sprache und seine literarische Kunst.

Mit der erstmaligen Auszeichnung eines Schweizer Autors würdigt die Konrad-Adenauer-Stiftung den bedeutenden Beitrag zur deutschsprachigen Literatur, der außerhalb der Grenzen Deutschlands geleistet wird. Hürlimann ist zugleich der bisher jüngste Preisträger dieses Literaturpreises. Mit 47 Jahren ist man kein junger Autor mehr.

Hürlimann wollte seit seinem 16. Lebensjahr Schriftsteller werden, doch er veröffentlichte sein erstes Buch erst 1981, mit 31 Jahren. Manche Begabungen brauchen ihre Zeit, um zu reifen, und trotz 14 Semestern hat Hürlimann sein Studium nicht abgeschlossen. Es ist vielleicht nicht ohne Ironie, daß Hürlimann nun den Literaturpreis einer Stiftung erhält, zu deren zentralen Aufgaben neben der politischen Bildung vor allem auch die Förderung begabter Studenten gehört. Vor Nachahmung sei jedoch gewarnt. So viele abgebrochene Studenten es im Theater und unter Schriftstellern gibt, eine Garantie für literarischen und künstlerischen Erfolg ist das nicht.

Hürlimann hat durch sein bisheriges Schaffen nachdrücklich bewiesen, daß er mehr als eine Begabung ist. Bleibt nur noch eines: Ich wünsche mir und uns allen, daß uns Thomas Hürlimann noch mit zahlreichen Novellen, Skizzen und vor allem auch noch Theaterstücken überlascht. Und alle in Schwere mit Schwung, mit allen Details, deren Abgründe offenbar werden.

## Ansprache zur Preisverleihung

Ottfried Hennig

*Sehr geehrter Herr Hürlimann,  
sehr verehrter Herr Professor Everding,  
lieber Herr Ministerpräsident Dr. Vogel,  
meine Damen und Herren!*

Die Juroren haben mit ihrer Entscheidung, Thomas Hürlimann den diesjährigen Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung zuzusprechen, wiederum eine außerordentlich glückliche Wahl getroffen, und dafür gilt ihnen mein herzlicher Dank: der Vorsitzenden, Frau Professor Dr. Birgit Lermen, Literaturwissenschaftlerin an der Universität zu Köln, Herrn Jochen Hieber, Literaturredakteur bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, Herrn Dr. Sebastian Kleinschmidt, dem Chefredakteur von *Sinn und Form*, sodann meinem langjährigen Kollegen als Parlamentarischer Staatssekretär, Herrn Dr. Volkmar Köhler, und Herrn Prof. Dr. Helmut Kiesel, der sich aufgrund unaufschiebbarer Verpflichtungen an der Universität Heidelberg entschuldigen läßt.

Herzlich willkommen heißen darf ich auch die Mutter des Preisträgers, Marie Theres Hürlimann, und seinen Zürcher Verleger, Egon Ammann, der im Oktober 1981 mit Thomas Hürlimanns erstem Buch, der *Tessinerin*, seinen Verlag eröffnete.

Daß die Feierstunde hier im Weimarer Nationaltheater stattfindet, ist ein Verdienst des Generalintendanten Günther Beelitz, dem ich herzlich für seine Gastfreundschaft danke.

Danken möchte ich schließlich den Musikerinnen, die unsere Feierstunde so stimmungsvoll umrahmen. Gesa Kordes ist eine international ausgebildete und ausgezeichnete Violinistin, Altstipendiatin der Konrad-Adenauer-Stiftung und derzeit Doktorandin der

Musikwissenschaften; Ursula Monter hat hohe künstlerische Auszeichnungen in Deutschland und in den USA erworben und übt derzeit eine Lehrtätigkeit im Fachbereich Musik der Universität Mainz aus.

Meine Damen und Herren, Thomas Hürlimann ist ein Erzähler und Dramatiker, der nicht von Themen ausgeht, sondern von Geschichten. Er ist kein Vielschreiber, sondern ein bedachtsamer und feinsinniger Beobachter des Menschen in seiner Niedrigkeit und seiner Größe. Er wohnt in seinem Material, seine Geschichten entspringen der gründlichen und mitfühlenden Beobachtung. Die Grenzen des menschlichen Daseins fordern Hürlimann heraus. Schreibenanlaß war ihm der Tod seines Bruders im Februar 1980, der in der Erzählung *Die Tessinerin* eindrucksvolle Spuren hinterlassen hat. Der andere Pol seines literarischen Schaffens ist die Liebe zu den Menschen, die er – etwa in den 1992 publizierten Geschichten aus der *Satellitenstadt* – mit konspirativer Heiterkeit und einem abgründigen Humor beschreibt, der an Gottfried Keller und an Friedrich Dürrenmatt erinnert, seine literarischen „Eidgenossen“, deren Werke in seinem „Bücher- und Lebensgestell“ stehen.

Thomas Hürlimann ist dem Verhängnis des Menschen auf der Spur, das sich in vielfältigen Zerfallserscheinungen in unserer Gesellschaft und Umwelt bemerkbar macht. Doch Trübsal zu blasen ist seine Sache nicht. Mit großem Geschick versucht der Erzähler, Dramatiker und auch Essayist Thomas Hürlimann immer wieder, dem Verhängnis in die Zügel zu greifen und den Menschen dazu zu bringen, in eigener Regie, aber verantwortungsvoll vor sich selbst und den anderen sein Leben zu steuern. Eben darin liegt die eminent politische Bedeutung seines Werks. Die Konrad-Adenauer-Stiftung möchte mit der Auszeichnung von Thomas Hürlimann auch andere Schriftsteller ermuntern, sich der Freiheit anzunehmen und einen lebendigen, aber auch kontroversen Dialog zu führen. Unsere freiheitliche Grundordnung bedarf der geistigen Kontroverse und der literarischen wie der politischen Kultur.

Ihnen, lieber Herr Hürlimann, gelingt es, der Freiheit in ebenso subtiler wie sympathischer Weise das Wort zu geben. Mir ist es deshalb eine große Freude und Ehre, Sie – nach Sarah Kirsch (1993), Walter Kempowski (1994), Hilde Domin (1995), Günter de Bruyn (1996) – als

den fünften Träger des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung hier in Weimar zu begrüßen und auszuzeichnen. Zu dem Preis gratuliere ich Ihnen ganz herzlich.

In ihrer Selbstvorstellung vor der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung haben Sie gesagt, daß Sie glücklich sind, „mit dem Schreiben von kleinen Geschichten und Theaterstücken soviel Geld zu verdienen“, daß Sie Ihrer „liebsten Tätigkeit“ nachgehen können, dem Lesen. Ich freue mich, daß wir dazu ein wenig beitragen können – hoffe aber auch, Sie zu neuen Taten anregen zu können!

## Dankrede

Thomas Hürlimann

Es ist nicht einfach, hat mein berühmter Vorgänger, Walter Kempowski, an dieser Stelle gesagt, Johann Wolfgang von Goethe und Dr. Konrad Adenauer in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen. Wie könnte dieser Zusammenhang konkret werden? Oder muss er für mich, den Schweizer, abstrakt bleiben? Darüber wollte ich nachdenken, ging in die Graubündner Berge, kehrte gegen Abend um, kam in einen Wald – und dann, vermute ich, bin ich auf einer vereisten Wegstelle ausgerutscht und auf den Hinterkopf geknallt. Erwachend sah ich tief unten Lichter und war vollkommen überzeugt, aha, das ist Zug, meine Heimatstadt. Stand auf und wanderte bergab. Zug, müssen Sie wissen, liegt im flachen Schweizer Mittelland, um diese Zeit blüht dort der schönste Frühling, und so kam mir der verwinterte Ort, den ich nun betrat, beängstigend fremd vor. Es ist Zug, meine Heimatstadt, behauptete der Schädel nach wie vor, aber wie seltsam! – dieses Zug war vom Hochgebirge umgeben, man hatte alle Geschäfte ausgewechselt und die Plätze entfernt. Wo könnte in dieser umorganisierten Stadt mein Elternhaus hingeraten sein, fragte ich mich, fand eine Gastwirtschaft, die Poltera-Stuben, und setzte mich an den Stammtisch. Ich möchte ins Schönbühl, sagte ich, links ab von der Bohlstrasse. Jetzt hoben sie ihre Gesichter, die Augen glotzten. Gibts hier nicht, sagte endlich der Wirt, weder ein Schönbühl, noch eine Bohlstrasse. Mein Gott, gings mir durch den Kopf, lauter Fremde. Ich bezahlte und ging. Es war eine grossartige, eiskalte Gebirgsnacht, und plötzlich wurde mir klar, dass ich irgendwo dort oben gelegen hatte, im Wald. Die Hand ertastete am Hinterkopf etwas Blut. Du bist ja gar nicht in deiner Heimatstadt, begriff ich. Du bist irgendwo in den Bergen.

Sehr geehrte Damen und Herren, manchmal muss man auf den Schädel knallen, bis man ein Thema hat. Bis etwas, das abstrakt war, konkret

wird. Wie kann ich Goethe und Adenauer zusammenbringen? Vielleicht unter dem Wort Heimat. Ein belastetes Wort, ein verpönte Wort, und deshalb möchte, ja muss ich darüber reden.

Im nächtigen Gebirgsort, den ein Sturz zu meinem Heimatort umgedeutet hat, wurde mir schlagartig bewusst, was es heisst, wenn die Heimat zur Fremde wird, das Vertraute unvertraut, das Heimische unheimlich. Ja, das war mein Erschrecken, mein Entsetzen: dass die Fremde aus dem Eigenen kam, aus dem in- und auswendig Gekanntem.

Mit der fremden Fremde kommen wir mittlerweile zurecht. Je exotischer die Gegend, desto fröhlicher der Pauschaltourist. Im Herz der Finsternis steht ein Hilton, sämtliche Räume sind klimatisiert, und ein Löwe, der allerdings engagiert werden muss, spaziert vor die Kamera, bei Aufpreis vor die Flinte. Nein, in der Fremde erschreckt uns die Fremde nicht, zehn Tage Urlaub, und schon ist man wieder daheim, bei sich selber.

Die Fremde jedoch, die aus diesem Zuhause etwas anderes macht, die die Geschäfte auswechselt und die Plätze entfernt, erleben wir als Albtraum. Vielleicht ist es ein alter Traum, jedenfalls ein entsetzlicher Traum – klumpfüssig flieht man durch eine Geisterstadt, natürlich vergeblich, immer vergeblich, es gibt kein Entrinnen, hier, in diesem Niemandsland, bist du zuhause. Auf der Flucht, aber zuhause. Das Konkreteste, nämlich der eigene Ort, ist abstrakt geworden, jeder Schritt eine Qual, sogar der eigene Fuss gehört einem andern.

Über diesen Vorgang, um das weite Thema zu präzisieren, möchte ich nachdenken: über das Fremdwerden des Eigenen, über das Unheimliche, das aus der Heimat kommt.

Sie kennen es aus der Presse: Zur Zeit wird mein Land auf das Schmerzlichste mit seiner Vergangenheit konfrontiert, mit der Politik der Schweiz während der Nazizeit. Anno 39, wird erzählt, soll an der Tür des Schweizer Kriegsministers ein Zettelchen gehangen haben: Rudolf Minger, Eidgenössisches Militärdepartement, en cas de guerre sonnez deux fois – im Kriegsfall bitte zweimal klingeln! Allzu gross, könnte man von diesem Zettelchen ablesen, kann die Furcht vor dem Dritten Reich nicht gewesen sein, was natürlich einen Grund hatte: Die Schweiz besorgte für das international isolierte Hitler-Regime die

Banken- und Devisengeschäfte und konnte davon ausgehen, dass die Nazis kaum ihre eigene Bank überfallen. Geldgeschäfte wurden auch mit den Alliierten getätigt, und so hatte diese fleissig-servile Buchhalter-Politik einen edlen Namen: Neutralität. Zwischen Bern und Berlin sprach man zudem von der „doctrine suisse“ und meinte damit, dass die Schweiz als ein Protektorat der Deutschen zu verstehen sei, allerdings nur im Geheimen, nicht offiziell. Unsere Armee verteidigte keine Grenze, sondern einen randvoll gefüllten Tresor. Das Gold, wissen wir heute, stammte teilweise aus den Zähnen von KZ-Häftlingen. Am Schluss des Krieges musste die Schweizer Regierung zwei Tage lang debattieren, ob sie das Kriegsende feiern darf oder nicht, ob sie zu den Verlierern gehört oder zu den Siegern. Schliesslich entschied die Regierung: Wir lassen die Kirchtürme läuten, die Städte beflaggen. Die Bevölkerung nahm das Angebot an, strömte auf die Strassen und benahm sich als siegreiche Nation. Hatte man nicht eine Armee gehabt? Und gab es da nicht ein paar Arbeitslager, aus denen man Emigranten hervorholen und als gerettet präsentieren konnte? Die Glocken jubelten, die Soldaten defilierten, die Emigranten schwiegen. Ignazio Silone erzählte nach dem Krieg von einer Begegnung mit Robert Musil. Es sei ein ontologisches Kunststück, hatte Musil gesagt, als Emigrant in der Schweiz zu überleben. „Aber wenn wir einmal tot sind, werden sie sich rühmen, uns Asyl gewährt zu haben.“ „In der Tat“, ergänzt Silone, „heute rühmen sie sich.“

Wir haben uns so lange gerühmt, bis wir an unseren Ruhm geglaubt haben. Wir haben in einer Legende Platz genommen, und lange Zeit sassen wir bequem. Was hätte unseren Ruhm, unsere Ruhe stören können? Vor den Banken gab es keine Rampen, in den Tresorräumen keine Gasduschen, alles war sauber, war anständig, war „heimelig“.

„Heimelig“ ist ein schweizerdeutsches Wort, und hat, zumindest in meinem Dialekt, kein Pendant. Sagen wir „heimelig“, meinen wir das Heimatlich-Vertraute, während das Wort „unheimlich“ in die Spukwelt gehört und mit dem Heimatlichen nichts zu tun hat. Das Heimelige, so glaubten wir, hat kein Gegensatzwort, kennt keinen Widerspruch, es steht für das Ganze, also für uns und unser Land. Natürlich ahnten wir, das es im Heimeligen ein übertreibendes Wohlsein gibt, das ist der „Heimlifeiss“, also der, der im Heimeligen

feiss wird, das heisst fett und reich. Aber der Heimlifeiss – hier klingt die zweite Wortbedeutung an – treibts im Verborgenen, im Heimlichen, öffentlich kommt er nicht vor.

Wir Schweizerinnen und Schweizer, meine Damen und Herren, stolpern zur Zeit durch einen Albtraum. Alles ist uns so vertraut wie zuvor, die Bank und die Fahne, das Glockenläuten und das Sturmgewehr, und doch ist aus dieser Heimat etwas anderes geworden, etwas Fremdes. Wir schauen in den Spiegel – und was glotzt uns entgegen? Ein Heimlifeiss. Einer, der es im Verborgenen treibt. Das soll ich sein? Ausgeschlossen. Der Spiegel lügt. Er zeigt mir ein Bild, dieser Spiegel, das er nicht von mir hat, sondern aus anderen Quellen, also denken wir lieber über diese Quellen nach und suchen die Schuld – gemeint ist die Schuld an der Bildvertauschung – bei irgendwelchen Hintermännern, nicht merkend, dass gerade diese Bildverweigerung uns widerspiegelt. Jawohl, das sind wir: Heimlifeisse, die es im Heimeligen so heimlich treiben, dass das eigene Spiegelbild zur Leerstelle wird. Herr Niemand im Niemandsland. Er, den es gar nicht gibt, kann es nicht gewesen sein. Er ist abstrakt, das heisst abgezogen, verschwunden aus seiner Geschichte, eliminiert aus der Wirklichkeit. Eine Spukgestalt. Und damit ist es passiert: Das Heimelige hat sich verwandelt – ins Unheimliche.

Wir haben unsere Geschichte weggelogen, also uns selbst. Wir haben uns mit einer Legende verwechselt, und im Moment, da die Legende platzte, waren wir nicht mehr vorhanden. Spukgestalten. Niemande im Niemandsland. Abstracta. Abgezogen von der Realität.

Konkret kommt von lateinisch *concrecere*, zusammenwachsen, und da ich selber fast zehn Jahre in Berlin-Kreuzberg, in Rufweite der Mauer, gelebt habe, kann ich bis zu einem gewissen Grad nachvollziehen, dass das Zusammenwachsen der beiden deutschen Staaten ein schwieriger Prozess war und ist. Eine Konkretisierung im wahrsten Wortsinn. Plötzlich wurde Unanschauliches, Abstraktes, konkret: Im Spiegel des Wessi erkannte sich der Ossi, im Ossi der Wessi. Lauter Fremdheiten, nichts Heimeliges, aber eben: Man erkannte sich. Im Fremden entdeckt man das Eigene.

Insofern haben Sie gerade den umgekehrten Prozess hinter sich. Während wir Schweizer das Bild von uns verlieren, haben Sie zueinan-

dergefunden, sind Sie, Westdeutsche wie Ostdeutsche, aus dem Abstrakten der Ideologien auf die sehr konkreten Füße gefallen, einander in die Arme, in die Haare, Sie haben sich jetzt, Sie sind wieder wer, ja, jetzt gilt das Wort: Nach langen Jahren sind Sie wieder. Deutschland ist aus dem Unheimlichen der Geteiltheit zurückgekehrt in die Wirklichkeit.

Kann auch uns eine solche Rückkehr gelingen?

Anno 1797, also vor genau zweihundert Jahren, hat Goethe die Schweiz als „ein sonderbares Land“ bezeichnet, mit „einer verwickelten Reihe von interessanten Gegenständen“. Goethe war auch in Zug, in jenem Städtchen, das ich im Graubündner Bergdorf verloren hatte, und wäre es für immer verloren gewesen, und vielleicht ist es für immer verloren – mit Goethe kann ich es wiederfinden. „Man kommt nach Zug“, schreibt er. „Eingekehrt im Ochsen. Der Ort ist reinlich und alt. Schön gemalte Scheiben im Wirtshaus. In den Tiefen und Flächen Moorland. Halbbedeckter Tag“.

Ja, mit der Literatur gelingt die Heimkehr immer, die Rückkehr in die Wirklichkeit. Weltliteratur – der Begriff ist von Goethe – schafft tatsächlich Welten, Länder, Orte, Städte und Geisterstädte, und ich verstehe gut, weshalb der alte Adenauer nie ohne einen Goetheband verreist war: Wer diesen Dichter liest, kann sich nicht verlieren. Er hat die wahre Heimat immer bei sich, ein von unsterblichen Figuren bewohntes Vater- und Mutterland.

Mit Tschchow war ich auf russischen Gütern, mit Joyce bin ich einen Tag lang durch Dublin gezogen, mit Fontane war ich in Berlin, mit Joseph Roth im untergehenden Kakanien, mit Grass in Danzig, mit Böll in Köln, und kehre ich morgen nach Zürich zurück, versuche ich mit dem kleinen Anselm Kristlein des grossen Martin Walser am Hauptbahnhof ein Taxi zu erwischen.

Uns Schweizern geht es zur Zeit miserabel. International sind wir unmöglich geworden, national unwirklich. Und trotzdem habe ich die Hoffnung, dass wir die Heimkehr, die Rückkehr in die Wirklichkeit schaffen: dank und mit der Literatur. Sie schafft Welt, also Heimat. Sie ist ein Spiegel, und sie sorgt auch dann für das Bild, wenn es Herr Niemand ist, der Heimlifeiss, der davorsteht.

Unsere Literatur jedenfalls ist auf den Heimat- und Wirklichkeits-Verlust, den wir durchleiden müssen, vorbereitet. Sie hat geahnt, dass es eines Tages unser Problem sein könnte, aus der Fremde in die Fremde der eigenen Heimat zurückkehren zu müssen. Gottfried Kellers Martin Salander war nur sieben Jahre in der Fremde, sieben Jahre und drei Monate, hat aber, heimkehrend, grosse Mühe, sich in der veränderten Vaterstadt zu orientieren. Alles ist anders geworden, sogar die Sprache, gleichgeblieben sind nur die Menschen. Der Spekulant, der ihn ausser Landes trieb, betrügt Salander ein zweites Mal.

Stiller, die berühmteste Figur von Max Frisch, will heimkehrend nicht mehr Stiller sein, und es ist ja wahr: Jener Stiller, den die Schweiz in den Knast steckt, war draussen in der Welt ein anderer geworden. Auch die alte Dame von Friedrich Dürrenmatt kehrt heim, heim nach Güllen, und es muss heutzutage, da unser Geld weltweit stinkt, kaum noch erklärt werden: Gülle ist das schweizerdeutsche Wort für Jauche. Und dennoch kehren alle diese Figuren heim, heim nach Güllen, heim in den Knast, heim in den Konkurs und die Verzweiflung. So desaströs sich das anhört, so tröstlich ist es für uns Heutige, denn mit Salander, Stiller und der alten Dame könnte es uns tatsächlich gelingen, das verschwundene Gesicht, die weggelogene Geschichte wiederzufinden. Das heisst, mit und dank unserer Literatur wachsen eines Tages auch wir mit der Wirklichkeit wieder zusammen, werden auch wir wieder konkret. Man sehe den Wegen im Abendlicht an, hat Robert Walser geschrieben, dass sie Heimwege sind.

Der grüne Heinrich macht eine Reise nach Deutschland, in die Kunst, in die Liebe, in die Lebensangst und ins Heimweh, um am Schluss heimzukehren in eine ihm fremde, zugleich aber vertraute Stadt. Heinrich ist ein anderer geworden, seine Träume sind zerschellt, nur sein grüner Rock gibt ihm nach wie vor den Namen. Er ist aus dem grünen Rock des toten Vaters geschneidert worden. Mein Vater war Politiker und hat Adenauer verehrt – vielleicht, weil mein Vater, ähnlich wie der bundesdeutsche Kanzler, seinen Werten die Treue hielt, vor allem seiner Religion, aber in politischen Geschäften, um das Adenauer-Wort zu gebrauchen, nicht „pingelig“ war. Mein Vater hätte sich über diesen Preis am meisten gefreut. Zwar ist der Anzug, den ich trage, von der Stange, aber das weisse Hemd ist vom Vater.

Liebe Jury, ich danke Ihnen von Herzen, dass Sie mir diesen Preis zugesprochen haben. Sehr verehrter Herr Ministerpräsident, sehr verehrter Herr Dr. Hennig, ich danke Ihnen für Ihre Worte. Und nun müsste ich ziemlich weit ausholen, um Ihnen, sehr verehrter Herr Professor Everding, zu sagen, wie sehr es mich freut und ehrt, dass Sie, der Meister, über meine Arbeit gesprochen haben. Ich will mir Mühe geben, eines Tages in das grosse Gewand zu passen, dass mir die Konrad-Adenauer-Stiftung im Weimarer Nationaltheater angemessen hat.

Ich hoffe dies zu erreichen, indem ich mich an jene Maxime halte, die Max Frisch ans Ende seiner Rede zum Büchnerpreis gestellt hat. Ich versuche, „Kunst zu machen, die nicht national und nicht international, sondern mehr ist, nämlich ein immer wieder zu leistender Bann gegen die Abstraktion – sie kann nur ersetzt werden durch die Arbeit jedes einzelnen an seinem Ort.“

---

Verleihung des Literaturpreises  
der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.  
an Thomas Hürlimann

Weimar, am 3. Juni 1997

PROGRAMM

Franz Schubert:  
Andantio – Allegro vivace  
(aus dem Duo in A-Dur für Violine und Klavier)

*Gesa Kordes, Violine*  
*Ursula Monter, Klavier*

\* \* \*

Begrüßung  
*Dr. Bernhard Vogel*

\* \* \*

Schwere mit Schwung.  
Die Abgründe der Details  
Laudatio auf Thomas Hürlimann

*Professor August Everding*

\* \* \*

Preisverleihung  
*Dr. Ottfried Hennig*

\* \* \*

Dankeswort  
*Thomas Hürlimann*

\* \* \*

Sergej Rachmaninow:  
Vocalise für Violine und Klavier

*Gesa Kordes, Violine*  
*Ursula Monter, Klavier*



Thomas Hürlimann im Gespräch mit Ministerpräsident Dr. Bernhard Vogel.

Laudator Prof. August Everding und Thomas Hürlimann nach der Preisverleihung.





Thomas Hürlimann neben seiner Mutter (ganz rechts) und der Vorsitzenden der Jury, Prof. Dr. Birgit Lermen.

Dr. Ottfried Hennig, Generalsekretär der Konrad-Adenauer-Stiftung, gratuliert Thomas Hürlimann zum Literaturpreis.



Text der Urkunde  
zur Verleihung des Literaturpreises  
der Konrad-Adenauer-Stiftung  
an Thomas Hürlimann

Thomas Hürlimanns literarische Werke  
sind Mahnrufe für die Freiheit und Würde  
des Menschen.

Seine Erzählungen aus den Sammlungen  
*Die Tessinerin* (1981) und  
*Die Satellitenstadt* (1992)  
wie auch die Meisternovelle  
*Das Gartenhaus* (1989)  
dringen mit subtiler Sprachkraft  
in existentielle Grenzbereiche vor,  
die rein beschreibender Literatur  
verborgen bleiben.

Thomas Hürlimanns Dramen und Essays  
sind eindringliche Warnungen vor  
Wertezerfall und Mitläufertum.

## Thomas Hürlimann

### Zeittafel

- 1950 Geboren am 21.12. in Zug/Schweiz. Der Vater Hans Hürlimann wird später Vorsteher des Eidgenössischen Departements des Innern und Bundesrat. Nach dem Besuch des Gymnasiums der Stiftsschule Einsiedeln (1963-1971) Studium der Philosophie in Zürich und an der Freien Universität Berlin (bis 1978). Anschließend drei Jahre Arbeit als Regieassistent und Produktionsdramaturg am Schiller-Theater.
- 1981 Dramatisches Debüt mit dem Theaterstück *Großvater und Halbbruder* über die Schweizer Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg, das am 15.10. am Schauspielhaus Zürich in der Regie von Werner Düggelin uraufgeführt wird. Mit dem Prosaband *Die Tessinerin* eröffnet der Zürcher Verleger Egon Ammann im Oktober seinen Verlag. – Aspekte-Literaturpreis für das beste erzählerische Erstlingswerk eines deutschsprachigen Autors.
- 1982 Rauriser Literaturpreis. Preis der Frankfurter Autorenstiftung.
- 1984 Das Stück *Stichtag* wird am 2.11. im Schauspielhaus Düsseldorf (Regie: Thomas Schulte-Michels) und im Württembergischen Staatstheater Stuttgart (Regie: Bernd Renne) uraufgeführt. Im Fischer-Taschenbuchverlag erscheinen *Stichtag. Großvater und Halbbruder. 2* Theaterstücke.
- 1985 Umzug in die Schweiz, wo er in Willerzell, einem Bergweiler oberhalb Einsiedelns lebt. Herausgabe des Bandes *Der schwarze Tanner und andere Erzählungen* von Meinrad Inglin (Ammann). – Gastpreis des Luzerner Literaturpreises.
- 1989 Die Novelle *Das Gartenhaus* (Ammann) erscheint.

- 1990 Das Stück *Der letzte Gast* wird am 22.2. (Regie: Achim Benning) im Schauspielhaus Zürich uraufgeführt. Die Gottfried Keller-Novelle *Dämmerchoppen* erscheint im Magazin des „Tages-Anzeigers“ und der „Berner Zeitung“ (25.5.). Drehbuch zu dem Film „Der Berg“ (mit Markus Imhoof). *Der letzte Gast*. Komödie (Ammann). – Kritiker-Preis des Südwestfunks. Preis der Schweizerischen Schiller-Stiftung.
- 1991 Am 14.5. wird das Stück *Der Gesandte* (Regie: Achim Benning) im Schauspielhaus Zürich uraufgeführt. Die Dialektkomödie *De Franzos im Ybrig* wird am 7.8. durch die Theatergruppe Chärnehus im Rossstallhof des Klosters Einsiedeln uraufgeführt (Regie: Barbara Schlumpf). Im Ammann-Verlag erscheinen das Stück *Der Gesandte* und die *Innerschweizer Trilogie* (enthält: *De Franzos im Ybrig*, *Dämmerchoppen*, *Lymbacher*. Ein Stück, nach Meinrad Inglin).
- 1992 *Die Satellitenstadt*. Geschichten (Ammann; 1994 als Fischer-Taschenbuch). – Berliner Literaturpreis. Innerschweizer Literaturpreis. Preis der Stiftung Bibel und Kultur. Marieluse-Fleisser-Preis.
- 1993 Am 4.8. hat das Stück *Güdelmäntig* durch die Theatergruppe Chärnehus im Rossstallhof des Klosters Einsiedeln Premiere. – Mozart-Preis der Johann-Wolfgang-von-Goethe-Stiftung.
- 1995 Uraufführung der hochdeutschen Fassung von *De Franzos im Ybrig* am 31.12. im Schauspielhaus Zürich. In der F.A.Z. erscheint am 1.7. ein großer Aufsatz von Martin Walser über den „Verhängnisforscher in Zürich“. – Weilheimer Literaturpreis. Aufnahme in die Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung.
- 1996 *Carleton*, ein Stück in neun Bildern über den amerikanischen Agronomen Mark Alfred Carleton (1866-1925), wird am 14.9. im Theater am Neumarkt in Zürich in der Regie von Volker Hesse uraufgeführt, die deutsche Erstaufführung findet am 15.9. am Staatstheater Hannover in der Regie von Hartmut Wickert statt. Erstabdruck in „Theater heute“

11/1996. Die einaktige Komödie *Das Geburtstagskind* wird am 29.9. anlässlich der 1000-Jahr-Feier Österreichs am Tiroler Landestheater in Innsbruck uraufgeführt (Regie: Torsten Schilling).

1997 *Das Holztheater*. Geschichten und Gedanken am Rand (Ammann). Eine Sonderausgabe der *Tessinerin* erscheint (Ammann). – Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung. – Am 7. Februar 1998 wird am Stadttheater St. Gallen eine Oper nach dem Stück „Stichtag“ aufgeführt (Musik: Daniel Fueter, Libretto: Thomas Hürlimann). Am 30. April 1998 wird am Schauspielhaus Zürich ein neues Stück mit dem Titel *Ein Lied der Heimat* (Regie: Werner Düggelin) uraufgeführt.

## Autoren und Juroren

### Autoren

*Everding, August*, Professor; geb. 1928; seit 1993 Bayerischer Staatsintendant. Zahlreiche Inszenierungen an den Münchner Kammerspielen, an der Bayerischen und der Münchner Staatsoper, in Bayreuth, Wien, Salzburg, Florenz, Zürich, London, Paris, Melbourne, New York u.a. Publikationen u.a.: *Theater heute* (1985), *Mir ist die Ehre widerfahren*. An-Reden, Mit-Reden, Aus-Reden, Zu-Reden (1985), *Die ganze Welt ist Bühne – August Everding* (Hrsg. von K.J. Seidel, 1988), *Zur Sache, wenn's beliebt*. Reden, Vorträge, Kolumnen (1990), *Wenn für Romeo der letzte Vorhang fällt*. Theater, Oper, Musik – Kritische Anmerkungen zur aktuellen Kulturszene (1993), *Die Seligpreisungen*. Wege in eine menschlichere Welt (1997), *da capo*. 30 internationale Opernstars im Gespräch (1997).

*Hennig, Otfried*, Dr. jur.; geb. 1937; Generalsekretär der Konrad-Adenauer-Stiftung. Publikationen u.a.: *Die Bundespräsenz in West-Berlin. Entwicklung und Rechtscharakter* (1976), *Reden zur deutschen Frage* (1988), *Einheit als Auftrag – für ein europäisches Deutschland* (1990). Zahlreiche Aufsätze, insbesondere über Deutschland- und Europapolitik.

*Vogel, Bernhard*, Dr.; geb. 1932; Ministerpräsident von Thüringen. Publikationen u.a.: *Wie wir leben wollen. Grundsätze einer Politik für morgen* (1986), *Normative und institutionelle Ordnungsprobleme des modernen Staates* (1990), *Civitas* (Festschrift, 1992), *Wieviele Forschung braucht Deutschland?* (Mithrsg., 1995), *Die unverkrampte Nation* (Mithrsg., 1996), *Bernhard Vogel: Reden und Taten in drei Jahrzehnten* (von W. Wiedemeyer, 1997). Zahlreiche Beiträge über Bildungspolitik, Medienpolitik, Grundwertediskussion, Christentum und Politik.

## Juroren

*Hieber, Jochen*; geb. 1951; seit 1983 Feuilletonredakteur und Literaturkritiker der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“. Publikationen u.a.: *Wörterhelden, Landvermesser*. Aufsätze und Kritiken (1994), *Lieber Marcel. Briefe an Reich-Ranicki* (Hrsg., 1995), *Thomas Mann: Buddenbrooks* (Hrsg., 1996). Zahlreiche Essays und Rezensionen zur Gegenwartsliteratur.

*Kiesel, Helmuth*, Prof. Dr.; geb. 1947; Inhaber des Lehrstuhls für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Heidelberg. Publikationen u.a.: *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert* (Mitautor, 1977), *Lessing: Epoche, Werk, Wirkung* (Mitautor, 1978), „Bei Hof, bei Höll“: *Literarische Hofkritik von Sebastian Brant bis zu Friedrich Schiller* (1979), *Erich Kästner* (1981), *Literarische Trauerarbeit. Alfred Döblins Exil- und Spätwerk* (1986), *Briefe von und an Lessing* (3 Bde., Hrsg., 1988-94). *Wissenschaftliche Diagnose und dichterische Vision der Moderne. Max Weber und Ernst Jünger* (1995). Zahlreiche Aufsätze zur Literatur des 18. bis 20. Jahrhunderts.

*Kleinschmidt, Sebastian*, Dr.; geb. 1948; Literaturwissenschaftler und seit 1991 Chefredakteur der Zeitschrift „Sinn und Form“ (Berlin). Publikationen u.a.: *Walter Benjamin. Allegorien kultureller Erfahrung*. Ausgewählte Schriften 1920 – 1940 (Hrsg., 1984). *Georg Lukács. Über die Vernunft in der Kultur*. Ausgewählte Schriften 1909 – 1969 (Hrsg., 1985), *Denk ich an Deutschland ... Stimmen der Befremdung* (Mithrsg., 1993).

*Köhler, Volkmar*, Dr.; geb. 1930; 1972-1994 Mitglied des Deutschen Bundestages, seit 1989 Mitglied des Auswärtigen Ausschusses und Vorsitzender des Unterausschusses Auswärtige Politik. Parl. Staatssekretär a.D. Publikationen u.a.: *Geld für wenige oder Leben für alle* (Mithg.; 1989), *Die Soziale Marktwirtschaft im Aufwind* (1989), *Die Dritte Welt und wir* (1990), *Konsequenzen des Maastricht-Vertrages für die europäische Entwicklungspolitik* (1996).

*Lermen, Birgit J.*, Prof. Dr.; Professorin für Neuere Deutsche Literatur an der Universität zu Köln. Publikationen u.a.: *Moderne Legendendichtung* (1968), *Das traditionelle und das neue Hörspiel*

(1975), *Lyrik aus der DDR* (1987), *Lebensspuren: Hilde Domin – „Hand in Hand mit der Sprache“* (mit M. Braun, 1997). Zahlreiche Aufsätze zur deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts.

## **Impressum**

Die Dokumentation erscheint anlässlich der Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. an Thomas Hürlimann und kann bezogen werden von der

Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.  
Hauptabteilung Kultur  
Postfach 1331  
50387 Wesseling  
Telefon 02236 / 707-401  
Telefax 02236 / 707-403  
E-Mail: [baerbel.kranz@pb.kas.de](mailto:baerbel.kranz@pb.kas.de)

Herausgegeben im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. von Günther Rütter

Redaktion und Gestaltung:  
Michael Braun, Wolfgang-Michael Böttcher

Fotos: Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

Abbildung Titelseite: Frank Schult: „Leuchtende Stunde“ (Holzschnitt, 1996) mit freundlicher Genehmigung des Künstlers

Die Rechte für die Reden verbleiben bei den Autoren.

Gesamtherstellung: Druckerei Franz Paffenholz GmbH, Bornheim

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier

Auflage: 2.000

© 1997, Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., Wesseling

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck, Vervielfältigung und Einspeisung in elektronische Medien, auch auszugsweise, nur mit Zustimmung der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

Printed in Germany

ISBN 3-931575-68-3